

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 187 (1914)

Artikel: Das Bein
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages nach einem nahe an der Straße von Paris gelegenen Landhaus zu begeben und alles zu einer Amputation nötige Gerät mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Kenntnissen Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient und deshalb etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmütigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermutlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinaus schicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der Tat, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher, offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich hinein.

Vor dem Tor fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „Things unknown to me, I am not concerned“, was ungefähr so viel heißen soll als: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiderte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Haustür empfing ihn ein schöner, junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein

großes Zimmer führte. Die Sprache verriet's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen?“ fragte der Wundarzt.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen,“ antwortete der Brite, „wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Schokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.“

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation notwendig sei.“

„Sie ist nötig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit zweihundert Guineen, ich bestimme sie Ihnen als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier die scharf geladene Pistole — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.“

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! was soll ich hier?“

„Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.“

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

„Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.“

„Sir, Sie sind ein Narr.“

„Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.“

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

„Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?“

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes.“

„Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?“

„Sir, sobald Sie mir einen stichhaltigen Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“



Der Brito nahm die Pistolet und hielt die Mündung hart über das Knie.

„Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.“

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

„Das alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.“

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzte nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie als Unbekannten. Ich verstümmele Sie nicht ohne Not. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden, so schießen Sie.“

„Gut, Herr Thevenet,“ sagte der Brito und nahm die Pistolet, „ich erschiese Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel tun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.“

„Und wie das, Sir?“

„Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.“

Der Brito setzte sich, nahm die Pistolet und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brito, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: Wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern oder verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag tot am Boden. Der Brito rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzte, den er mit jedem Tage höher schätzte, dankte mit Freudentränen für den Verlust seines Beins und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

* * *

Ungefähr achtzehn Wochen später erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beige schlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundertundfünfzig Guineen auf Herrn Pachaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hindernis meiner irdischen Glückseligkeit war.“

Braver Mann! mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten,

erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie die meinige, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran getan, sie nicht anzunehmen.

Nach meiner zweiten Rückkehr aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein, mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüt. Ich mischte mich in die Schar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; sie verhehlte es nicht und verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Eltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verriet mir endlich das Geheimnis. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es.

Ich kam mit dem täuschenden Holzfuß nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr an, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie hingeben.



Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah.

Solange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: ich sei ein Narr! Charles Temple."

Herr Thevenet teilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Dem Briten aber antwortete er folgendes: „Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes



In einem Behnfessel saß ein dicker Herr, . . .

und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andere Männer kostete ihre Schöne eine Rippe, andere sogar den Kopf.

Bei dem allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.

Sir, geben Sie acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden

finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Opferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Bescheiden der Nägel genug gewesen.

Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urteile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein dahingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's getan, ich würde noch heute sagen: „Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamer Diener
G. Thevenet.“

* * *

Im Jahre 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in den Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langeweile, oder um Bekanntschaft anzuspinnen, fragte er Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden und ward angenommen. In einem Behnfessel beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr, er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Gut, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer als Sir Charles Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermutlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?“

„Ich komme als Flüchtling und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen

mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!"

"Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen als ich."

"Nichts davon. Ihr Stelzfuß hindert sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medifance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Übrigens ein braves Weib."

"Wie, so hätte ich damals doch recht gehabt?"

"O, vollkommen, lieber Thevenet; aber schweigen wir davon! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt, ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich."

Begründete Vorstellung.

Förster (zu einem Sonntagsjäger, der unvorsichtig in die Treiberkette hineinschießt): „Herr Meyer, bedenken Sie um Himmels willen, daß Sie auf der Hasenjagd und nicht auf der Hosenjagd sind!“

Böse Ahnung.

A.: „Hör' einmal, gestern sah ich zufällig, wie deine Braut an einem Paar Pantoffeln stickte; die sind gewiß für dich bestimmt?“

Bräutigam (seufzend): „Nein, im Gegenteil, ich fürchte, ich bin für die Pantoffeln bestimmt.“

Das Zeugnis des Vaters.

Vater (der seinem Sohn bei den Schularbeiten fleißig geholfen hat, als derselbe mit dem Zeugnis heimkommt): „Nun, was hast du denn jetzt im Rechnen und im Aufsatz?“

Sohn: „Ach, Vater, es hat alles nichts genutzt, du hast im Rechnen und im Aufsatz auch eine vier!“

Sicherheitszündhölzchen.

Käufer (zum Hausierer): „Nennen Sie das Sicherheitszündhölzchen, die Dinger brennen ja überhaupt nicht!“

Hausierer: „Nun, können Sie sich etwas Sichereres denken?“

Ratten und Mäuse und deren Bekämpfung.

Ratten und Mäuse sind so bekannt, daß eine besondere Beschreibung dieser Tiere unnötig ist. Sie kommen überall vor, im Tiefland wie auf den höchsten Alpen, bis hart an die Schneeregion, vom Nordpol bis zum Äquator. Wo sie hinkommen, richten sie großen Schaden an.

Die Ratten leben vorzugsweise in Kloaken, Miststätten, Scheunen, Kellern und Schlupfwinkeln unter der Erde. Sie sind gesellschaftliche Tiere und wohnen in großen Mengen beisammen. Jährlich werfen sie drei- bis viermal 7—8 nackte, blinde Junge, welche von der Mutter zärtlich geliebt und behütet werden und welche sie mit größter Wut, trotz Lebensgefahr, gegen Katzen und andere Tiere verteidigt. Die Nahrung der Ratten besteht aus allem, was der Mensch genießt. Sie sind sehr gefräßig und fressen einander bei mangelnder Nahrung selbst auf. Der Schaden, den sie anrichten, ist sehr groß, so daß man beständig auf ihre Vertilgung bedacht sein muß.

In einem alten Naturgeschichtsbuch, Römer und Schinz 1806, wird die Errichtung einer besondern Rattenfalle empfohlen: „Man lasse einen großen Kasten mit vielen Abteilungen und Fächern machen, welche unten ein Kommunikationsloch haben, so daß die Ratten von einem ins andere laufen können; zu beiden Hauptseiten des Kastens aber ist ein großes viereckiges Loch zum Aus- und Einlaufen, mit einem Deckel versehen, den man leicht zumachen kann. Inwendig streut man Häckerlinge oder Berg hinein; diesen Kasten läßt man an Stellen, wo man Ratten vermutet, 4—6 Wochen stehen. Die Ratten beziehen gar bald die Wohnung und machen ihre Nester hinein. Nach dieser Zeit schließt man den Kasten und öffnet ihn in einer wohlverschlossenen Kammer wieder; man gebe den Ratten nichts zu fressen, so werden sie sich selber auffressen. Die übriggebliebene Ratte lasse man laufen. Sie hat sich nun so an das Rattenfleisch gewöhnt, daß sie ihre Kameraden anfällt und ein bürgerlicher Krieg entsteht unter ihnen, der mit der Entweihung sämtlicher Ratten endigt. Am besten ist es, wenn man sich mehrere solche Kannibalen verschaffen kann.“

Wir werden später noch auf die verschiedenen Vertilgungsmittel zu sprechen kommen.